

Poesie des Konkreten

Uwe Pörksen zum Neunzigsten

Wenn von autoritären Bewegungen die Rede ist, sind selten jene Menschen gemeint, die ihre Resilienz stärken, das Momentum ergreifen und Zeitfenster sich öffnen sehen, sich angesichts der Komplexität der modernen Welt aber mit klaren Aussagen zurückhalten und lieber auf die Pluralität der Standpunkte verweisen: die internationale Diktatur der Phrasendrescher.

Der Germanist und Schriftsteller Uwe Pörksen hat sie in seinem Buch „Plastikwörter“ (1988) als Diktatur bezeichnet, weil sie alles Wirkliche aufsaugen und der Sprache ihre sinnliche Wurzel ziehen. Er zielte damals auf Begriffe wie Wachstum, Kommunikation oder Modernisierung, die als unhinterfragbare Notwendigkeiten, ja als Naturgewalt auftreten, als hätten sie keinen Versacher. Er verstand sie als Symptom der Sprachverschiebung in der technischen Welt, in der das Abstrakte als handelnde Gewalt auftritt. Sprachlich ist der moderne Mensch ein Bewohner vieler Welten. Man muss sich die jeweilige Welt erst wieder bewohnbar machen.

Wie sich die Sprache von der nachahmenden Lautmalerei zum Abstrakten fortbewegte, die sinnsernsten Wirklichkeiten der experimentellen Naturwissenschaften in sich aufnahm und alle historischen und sinnlichen Gehalte ausschied, hat Pörksen fast im Alleingang erschlossen, als er das sprachwissenschaftliche Interesse auf die vernachlässigten Naturwissenschaften lenkte. Er machte auf Sprachschöpfer wie Paracelsus aufmerksam, der



Uwe Pörksen Foto Picture Alliance

chemische Substanzen poetisch einkleidete, bevor sie später in abstrakte Elementarbeziehungen aufgelöst wurden. Sein Angelpunkt war aber Goethe, über dessen naturwissenschaftliche Schriften er sich habilitierte und der die ästhetische Naturauffassung geradezu verzweifelt gegen einen wissenschaftlichen Formalismus verteidigte, der meinte, die Dinge exakt und nicht nur im Widerschein wiedergeben zu können. Was in diesem Prozess verloren geht, ist der Wahrheitsanspruch Poesie. Insofern überrascht es nicht, dass Pörksen auch als Romancier und Dichter in Erscheinung trat.

Seine Kritik an der Überformung der Sprache durch Wissenschaft, Technik und Ökonomie ist kein Appell gegen Abstraktion, sondern eine Aufforderung zum humanen Sprachgebrauch, etwa in der politischen Rede, der Pörksen mehrere Schriften widmete, unter anderem eine Anleitung zur Anfertigung einer guten Regierungserklärung. An der Universität Freiburg, wo er von 1976 bis 2000 Sprache und ältere Literatur lehrte, tat er vieles, um die Rhetorik, das humanistische Gegenprogramm zur rein zeichenhaften Rede, wieder zu etablieren. Auch nach seiner Emeritierung meldete er sich noch oft zu Wort. Heute wird er neunzig Jahre alt.

THOMAS THIEL

Ein berühmter Ratschlag des französischen Moralisten Nicolas Chamfort besagt, man solle jeden Morgen eine Kröte schlucken, um sicherzugehen, dass einem im Laufe des Tages nichts Widerlicheres begegnet. Dieser mehr als 200 Jahre alte Tipp passt erschreckend gut in unsere Zeit. Man könnte darüber streiten, ob nicht manches, was derzeit in der Welt passiert, noch schwerer zu verdauen ist als eine Kröte. Neben Donald Trump erscheint sie fast appetitlich. Aber auch die Ergebnisse der Bundestagswahl sind alles andere als ein Genuss.

Für den Wahlabend hatten uns „richtig deutsche“ Freunde eingeladen, um gemeinsam die ersten Hochrechnungen zu verfolgen. Anstatt Kröten brachten wir



Butter Chicken und Reis mit. In dem Bewusstsein, dass uns das Wahlergebnis nicht gefallen würde, wollten wir uns zumindest kulinarisch etwas Gutes tun.

Als vor einem Jahr Hunderttausende Menschen auf die Straße gingen, auch wir hier in Frankfurt, waren wir noch optimistisch, dass der rechte Aufwärtstrend noch abzuwenden ist. Anlass waren die Correctiv-Recherchen über die Geheimpläne der AfD zur „Re-Migration“ im vorigen Jahr. Heute ist unser Optimismus im Keller. Längst hat sich der Gewöhnungseffekt eingestellt: Inzwischen hoffen wir nur noch, dass die AfD bei der nächsten Bundestagswahl nicht stärkste Partei wird. Vor lauter Verzweiflung versuchen wir darin doch noch etwas „Positives“ zu finden: Immerhin sind es hier „nur“ zwanzig Prozent und nicht die Mehrheit wie in den USA. Außerdem: In unserer Stadt Frankfurt am Main lag die AfD lediglich bei zehn Prozent. Und: Weder Christian Lindner noch Sahra Wagenknecht werden uns fehlen.

Am Abend unserer Wahlparty fragte unsere Freundin beim Abschied, ob wir von ihnen enttäuscht seien. „Der Nachtsch war doch lecker“, antworteten wir. Sie lächelte verlegen: „Ich meine, ob ihr von den Deutschen enttäuscht seid.“ Die Frage kam uns zunächst absurd vor. Doch schon am nächsten Morgen verstanden wir, was sie meinte.

„Das werden wir Euch nie verzeihen“, Deutschland, du hast uns verloren. Ich habe dir nichts mehr zu sagen“ und „Ihr habt euch nie verändert. Einmal Nazis, immer Nazis.“ Viele solcher Beiträge

und Kommentare lasen wir in sozialen Medien von aktivistischen migrantischen Deutschen, darunter auch muslimische und jüdische. Ihre Enttäuschung über das Wahlergebnis mündete in eine einfache „Wir/Ihr“-Logik: Wir, das sind die Migranten, ihr, das sind die Deutschen. Jahrzehntelang kämpften die Nachkommen der Gastarbeiter und Flüchtlinge für die Anerkennung, Teil des deutschen Wir zu sein. Auf die Frage „Woher kommst du?“ erwiderten sie: „Hört auf zu fragen, wir sind von hier!“ So kam es zu Selbstdefinitionen wie „Neue Deutsche“ oder „Deutschplus“. Eine gute Sache, finden wir. Auch wir sind gerne „Neue Deutsche“, schließlich leben, arbeiten und erziehen wir unsere Kinder hier. Dass unsere familiären Wurzeln woanders liegen, ändert nichts daran. Was wir aktuell seltsam finden, ist die reflexhafte Distanzierung vom Deutschein nach dem Motto: Weil „ihr“ (die Deutschen) euch nicht gut benommen habt, wollen „wir“ (die Migranten) nicht mehr dazugehören. Diese Logik schwingt in vielen Statements in den sozialen Medien mit. Migranten sind immer Opfer, Deutsche – allein aufgrund ihrer Herkunft – immer Täter.

Es dürfte kaum jemanden überraschen, dass auch Migranten und ihre Nachkommen in westlichen Demokratien, auch in Deutschland, rechtsradikale Parteien wählen. In den USA waren es nicht nur WASPs (White Anglo-Saxon Protestants), die Trump unterstützten. Er erreichte historische Rekordwerte unter Minderheiten, die er im Wahlkampf immer wieder diffamiert hatte. Rund 46 Prozent der Hispanics gaben ihm ihre Stimme, ebenso mehr als zwanzig Prozent der schwarzen und muslimischen Amerikaner – Gruppen, die traditionell den Demokraten nahestehen. Auch hierzulande stimmten migrantische Deutsche für die AfD. Sechs Prozent der Muslime sollen sie gewählt haben; viele Juden die AfD unterstützt haben, ist unklar. Bekannt ist jedoch, dass es nach wie vor die Gruppierung „Juden in der AfD“ gibt – anders als AfD-Chefin Alice Weidel kürzlich in einer Talkshow be-

hauptete, besteht sie nicht aus tausend, sondern aus etwa 22 Mitgliedern.

Die Vorstellung, Migranten seien immer links und progressiv, beruht auf einer verzerrten Wahrnehmung. Zwar sind migrantische linke Aktivisten sehr laut in den sozialen Medien, doch es handelt sich eher um eine kleine (häufig privilegierte) Minderheit. Sie erheben den Anspruch, für „die Migranten“ zu

Reflexhafte Distanzierung vom Deutschsein

Warum Migranten nach der Wahl plötzlich nicht mehr dazugehören wollen.

Von Saba-Nur Cheema und Meron Mendel

sprechen, während das eine heterogene Gruppe ist – auch in ihren politischen Überzeugungen. Dass Migranten aus der Türkei oder Russland konservative und rechte Positionen vertreten können, sollte niemanden überraschen.

Der interessante Nebeneffekt an der Wahl war, dass für einen kurzen Moment die Mehrheit der muslimischen und jüdischen Aktivistinnen einer Meinung war – eine Art Verschnaufpause von der spaltenden Nahostdebatte. Die bis vor Kurzem noch Präsidentin der Jüdischen Studierendenunion Hanna Veiler verkündete sogar, Deutschland aufgrund der Wahlergebnisse verlassen zu wollen. Sie erklärte dies mit dieser Bundestagswahl, mit der „eine rote Linie überschritten wurde“.

Als Alternative für Deutschland nannte Veiler, die sich seit dem 7. Oktober unermüdlich gegen Antisemitismus an deutschen Hochschulen engagiert, „aus beruflichen Gründen“ ausgerechnet Belgien und fügte nebenbei hinzu: „auch wenn dort der Antisemitismus noch schlimmer ist als hierzulande“. Das leuchtet uns nicht ganz ein – wie kann es sein, dass die Reaktion auf den Wahlerfolg der AfD die Auswanderung in ein Land sein soll, in dem die gleiche Ideologie noch verbreiteter ist?

Es ist schon erstaunlich, wie schnell viele Aktivisten ihren Kampfegeist verloren haben und gleich mit Auswanderung drohen. Eine Radikalität, die darin besteht, aufzugeben, weil ein Fünftel der Wähler völlig danebenliegt, ist oft nicht mehr als eine Pose. Heute wird man dafür auf Instagram und TikTok mit vielen Likes belohnt. Aber auch in der Zeit vor den sozialen Medien hat der theatralische „Schluss mit Deutschland“ eine gewisse Konjunktur: von Lea „eine Jüdin verlässt die Bundesrepublik“ Fleischmann 1980 bis zu Michel Friedman, der seit mehr als zwei Jahrzehnten mit seiner Auswanderung droht. Schon 2005 alarmierte der „Spiegel“: „Michel Friedman erwägt, Deutschland zu verlassen“, und 2019 erklärte Friedman: „Wäre die AfD in der Bundesregierung, würde ich gehen.“ Ob dieses Genre der moralischen Erpressung, „wenn ihr euch nicht benehmt, bin ich weg“, jemals einen Wähler abhilt, seine Stimme für Rechtsradikale abzugeben, ist zweifelhaft. Eher geschieht das Gegenteil: 2019 reagierte der heutige AfD-Bundestagsabgeordnete Andreas Bleck auf Friedman mit einem Smiley auf Twitter: „Wenn das mal nicht eine zusätzliche Motivation ist.“

Wir wollen die Gefahr nicht kleinreden, im Gegenteil. Doch Auswanderung kann nicht die Lösung sein. Letztlich gibt es noch kaum ein westlich-demokratisches Land, in dem rechtspopulistische Parteien mit weniger als zwanzig Prozent abschneiden. Aktivistische Posen und leere Drohungen helfen nicht, um der AfD das Wasser abzugraben. Im Unterschied zu den AfD-Politikern sind nicht

alle AfD-Wähler zwangsläufig rassistisch oder antisemitisch, auch wenn sie sich den Vorwurf gefallen lassen müssen, wissentlich eine in Teilen rechtsextreme Partei zu wählen. Die Tatsache, dass die AfD bei Arbeitern wie auch bei Arbeitslosen am besten abgeschnitten hat, zeigt vor allem die Notwendigkeit einer radikalen Veränderung der sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen dieser Schichten.

Besonders greifbar wird das für uns, wenn wir unsere Verwandtschaft in Gelsenkirchen besuchen. Eine ehemalige Bergarbeiter-Stadt, in der die SPD jahrzehntlang stärkste Partei war und nun von der AfD entthront wurde. In den vergangenen drei Jahrzehnten verbrachte die eine von uns dort viele Sommerferien. Schalke 04 war, wenn man so will, das Prestigeprojekt der Stadt. Schließlich stammen auch einige der internationalen Fußballstars aus Gelsenkirchen, darunter Manuel Neuer, Mesut Özil und Ilkay Gündoğan. Doch der soziale Missstand war schon immer sichtbar, in nahezu allen Stadtteilen: marode Straßen, heruntergekommene Häuser, beschädigte Gehwege. Gelsenkirchen ist schon lange bekannt für hohe Arbeitslosigkeit und Armutsrate.

Viele syrische und afghanische Flüchtlinge sind seit 2015 dort in Flüchtlingsheimen untergebracht. Aus Gesprächen mit der Familie wissen wir, dass die 270.000-Einwohnerstadt damit Probleme hat. Anfangs überzog die Hilfsbereitschaft. Zehn Jahre später sind die Vorbehalte groß – auch unter den migrantischen Gelsenkirchnern. „Sie machen unseren hart erarbeiteten Ruf kaputt“, erzählte uns die Cousine. Sie meint damit den Ruf der Migranten, denn ihre Eltern sind einst aus Pakistan geflüchtet. Abwertende Kommentare und rassistische Anfeindungen erlebe sie seit geraumer Zeit fast täglich. Und das, obwohl das in der Stadt, in der sie zur Welt kam, jahrelang anders war. Sie rechtfertigt sich vor den Pöbelnden häufig damit, dass sie arbeite und nicht auf Kosten des Staates lebe. Darum geht es ja im Wesentlichen: Verteilungsfragen und soziale Gerechtigkeit. Werte, für die es sich wieder lohnt zu kämpfen, anstatt sich für identitätspolitische Posen in sozialen Medien und Schlagzeilen feiern zu lassen.

Saba-Nur Cheema, 1987 in Frankfurt geboren, ist Politologin und berät das Innenministerium zum Thema Muslimfeindlichkeit.

Meron Mendel, 1976 in Tel Aviv geboren, ist Professor für Soziale Arbeit und Direktor der Bildungsstätte Anne Frank in Frankfurt.

Alle Folgen der Kolumne finden sich unter www.faz.net/abendbrot.

Die rauchende Mutter am beruhigenden Ofen

Familienleben in der Militärdiktatur: Mit dem Film „Für immer hier“ zieht Walter Salles seine Summe von Brasiliens Zeitgeschichte

Ein Käsesoufflé ist in der brasilianischen Familie Paiva das rituelle Gericht für die besonderen Momente. Es wird aufgetragen, wenn eines der fünf Kinder Geburtstag hat oder einen Moment oder einfach wenn es einen Moment der Ordnung im großbürgerlichen Chaos braucht. Es ist dann die Mutter Eunice, die sich an den Ofen stellt. Eine Frau mit schmalen Gesicht, oft mit einer Zigarette in der Hand. Sie kocht selten selbst, denn dafür gibt es natürlich eine Bedienstete, sie heißt Zeze und hält diskret die weitläufige Wohnung in Ordnung. Eunice sitzt gern am Nachmittag mit ihrem Mann beim Backgammmon. Wenn es dann an der Tür klopf und Rubens Paiva für einen Moment wegmuss, dann fragt sie nicht weiter nach. Ihr Reich ist die Familie. Was draußen geschieht, ist schlimm genug.

Draußen, das ist in dem Film „Für immer hier“ von Walter Salles die Stadt Rio de Janeiro im Jahr 1970. Draußen, das ist Brasilien in den Jahren der Militärdiktatur. 1964 hatte General Humberto Castelo Branco die Macht übernommen, der amerikanischen Geheimdienst hatte – wie zuvor schon 1953 in Iran oder später 1973 in Chile – einen Anteil an dem Staatsstreich. Fortschrittliche, liberale, linke Politiker wie Rubens Paiva standen nun im Verdacht, sie wären „Kommunisten“.

Walter Salles nimmt sich zu Beginn seines Films einige Zeit, um nicht sofort mit politischer Gewalt ins Haus zu fallen. Ihn interessiert erst einmal so etwas wie Normalität, wie sie in Brasilien im Jahr 1970 ausgesehen haben könnte. Zur Copacabana haben es die Paivas nicht weit. Daheim schleppt die älteste Tochter Vera die neuesten Schallplatten an: Gaetano Velloso, King Crimson. Es ist eine Zeit, in der Brasiliens populäre Kultur stilbildend für die Welt war. Die Band Os Mutantes, die heute als Instanz in den modernen Künsten gesehen wird, ist für die Paivas ganz alltäglich präsent. Vera sieht im Kino „Blow Up“, und als eine befreundete Familie beschließt, nach London zu gehen, wird die Tochter einfach mit auf den Weg gegeben. Das Wort Exil fällt nicht, aber es ist besser, zumindest das älteste Kind in Sicherheit zu wissen. Wo doch Studenten besonders schnell den Argwohn der Sicherheitskräfte erwecken.

Salles macht die Bedrohung, mit der im Jahr 1970 in Brasilien allenthalben zu rechnen war, mit einer symbolstarken Szene deutlich. Vera und ihre Freunde sind nachts mit dem Auto auf dem Heimweg, die Stimmung ist ausgelassen, auch ein Joint macht die Runde. Plötzlich steckt in einem Tunnel der Verkehr. Autos werden zum Halten genötigt, Leu-

te müssen aussteigen und sich ausweisen. Ihre Gesichter werden mit denen auf Fahndungsplakaten abgeglichen, auf denen „Terroristen“ zu sehen sind. Die Staatsmacht, die ansonsten in das Leben der Familie Paiva nicht eingreift, macht sich zum ersten Mal bemerkbar.

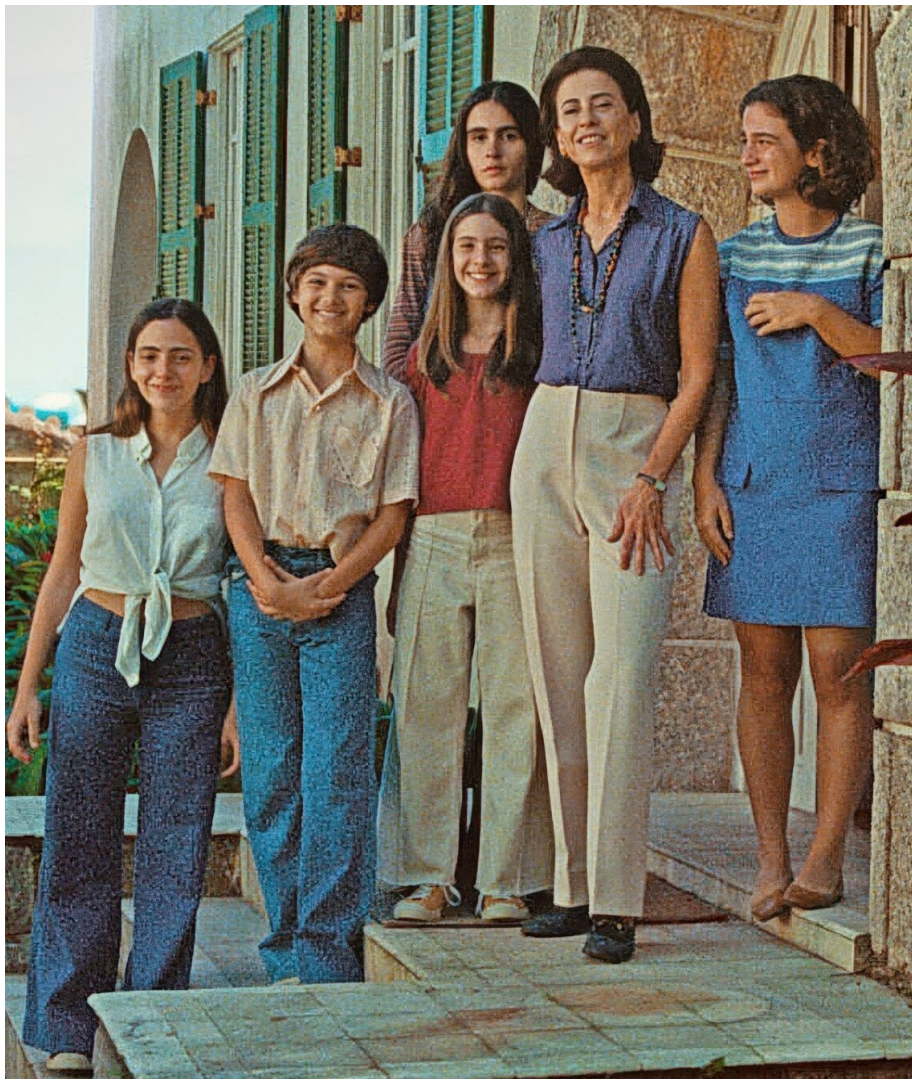
Walter Salles wurde 1998 mit dem Film „Central do Brasil“ bekannt. Die rührselige Geschichte um eine alte Frau, die mit einem verwaisten Jungen an einen Ort in der Provinz, in einem imaginären „zentralen“ Brasilien fährt, gilt heute als ein Wendepunkt im Kino des Landes. Denn bis weit in die Neunzigerjahre hatte die Generation des Cinema Novo den Ton angegeben – wie es in Deutschland die Aufbruchsbewegung des Neuen Deutschen Films gegeben hatte, war auch in Brasilien in den Sechzigerjahren ein „neues“ Kino entstanden. Der Name Glauber Rocha vor allem stand für experimentelles, politisch radikales Kino, das sich auch formal gegen die Militärdiktatur stellte. Ein Film wie „Terra em transe“ („Land im Trance“) steht auf einer Ebene mit den besten Arbeiten von Fassbinder oder Godard. Salles wurde vor diesem Hintergrund als Neuanfang gesehen – Unbefangenheit im Erzählen, Publikumsnähe, auch neue Exportchancen. In Deutschland wurde eine analoge Emanzipation von den „kritischen“ Vätern Kluge, Wenders, Herzog oder eben Fassbinder mit dem Komödienboom nach Doris Dörries „Männer“ versucht – die Generationenerfahrungen sind einander überraschend ähnlich.

Nach „Central do Brasil“ hat Walter Salles alles Mögliche probiert, er hat auch in Nordamerika gearbeitet, einer seiner schönsten Filme ist das Dokument einer Freundschaft: sein Porträt „Jia Zhangke, um homem de Fenyang“ (2014), in dem er dem großen chinesischen Regisseur ein Denkmal setzte. „Ainda estou aqui“ (wörtlich: „Ich bin immer noch hier“) ist nun eine Summe der Lebenserfahrungen seiner Generation. Salles ist Jahrgang 1956, er kann sich also in seinem Film durch mehrere der Kinder der Paivas vertreten sehen – durch die cinephile und intellektuelle Vera, aber auch durch den kleinen Marcelo, von dem später in einem der zwei Epiloge des Films, nach zwei größeren Zeitsprüngen, ein künstlerischer Weg erkennbar wird. Die zentrale Figur aber ist die Mutter Eunice (die großartige Fernanda Torres). Sie muss mitansehen, wie Rubens

eines Tages abgeholt wird – und wird zur Stellvertreterin so vieler Frauen, die nicht nur in Brasilien, sondern auch in anderen lateinamerikanischen Ländern, in denen Militärdiktaturen ein häufiges politisches Phänomen waren, verzweifelt nach „Verschwundenen“ („desaparecidos“) suchen. Wer um das Detail weiß, dass in Argentinien viele der Verschleppten über dem offenen Meer in den Tod gestürzt wurden, wird schon den Hubschrauber, der im ersten Bild in „Für immer hier“ über die Copacabana fliegt, als Zeichen der Gefahr lesen.

Als Eunice selbst eingesperrt und verhört wird, vernimmt sie eines Nachts durch die Steinmauern eine Stimme, die eine berühmte Samba-Melodie singt.

Trotzig, aber auch verzweifelt, ein Aufbegehren gegen Folter und Ohnmacht. Die Kultur ist immer in der Opposition. Das gilt selbst in einer Filmwirtschaft, die lange vom Geld des nationalen Ölkonzerns Petrobras quersubventioniert wurde. „Für immer hier“ ist der große Film der Vergangenheitsbewältigung in Brasilien. Salles schlägt eine Brücke von der liberalen, städtischen Elite um 1970 in die Gegenwart der Olympischen Spiele 2014. In den Fotoalben der Paivas werden sich auch Menschen in Deutschland aus dieser Generation wiedererkennen können. Nur die Copacabana und der Samba, die machen doch einen Unterschied. Und ein Rezept für das Käsesoufflé wurde leider nie aufgeschrieben. BERT REBHANDL



Die Mutter beschützt eine politisch bedrohte Welt.

Foto DCM